

# Aus dem Hochland von Ostafrika.

Mit 6 Abbildungen

von

**Rudolf von Goldschmidt-Rothschild.**

Die modernen Bestrebungen nach erhöhtem Tierschutz in Deutsch-Ostafrika haben zu einem neuen Jagdgesetz geführt, das am 1. Januar 1912 in Kraft getreten ist und grundlegende Änderungen enthält. In ihm sind nicht allein die Wünsche hervorragender Kenner der zentralafrikanischen Tierwelt berücksichtigt, sondern auch die reichen Erfahrungen der britischen Nachbarkolonie verwertet worden. Unzweifelhaft hat die Zahl der Jäger, die alljährlich nach Ostafrika gehen, um in den bis vor kurzem noch jungfräulichen Gebieten zu jagen, ungemein zugenommen. Während noch im Anfang dieses Jahrhunderts die Dampfer der Deutsch-Ostafrika-Linie im wesentlichen Kaufleute, Beamte und Schutztruppler hinausführten, bilden jetzt Sportsleute, namentlich Engländer und Amerikaner, einen großen Teil der Passagiere. In den Monaten Januar bis März, die durch Trockenheit und gleichmäßige Witterung ausgezeichnet sind, ergießen sich Ströme Jagdlustiger über das Hochland im Innern von Ostafrika. Vom Küstenort Mombassa aus führt sie die Ugandabahn in vierundzwanzig Stunden nach Nairobi, dem Sitz der englischen Regierung, wo in etwa 1500 m Höhe ein gesundes, dem südeuropäischen ähnliches Klima herrscht. Da Malaria und andere Tropenkrankheiten dort fast unbekannt sind, so konnte sich in wenigen Jahren eine recht ansehnliche Stadt entwickeln, in der vor allem die Fremdenindustrie in Blüte steht. Die Zahl der Firmen, die sich speziell mit der Ausrüstung von Jagdexpeditionen befassen, ist in ständigem Wachsen begriffen; schon an der Küste trifft man verschiedene derartige Firmen, unter ihnen auch mehrere deutsche. Es ist klar, daß die vielen Jäger, die

mit einem Jagdschein ausgerüstet, sich von Nairobi aus in die Wildnis begeben, in ungünstigem Sinne auf den Wildstand einwirken müssen, nicht dadurch, daß sie denselben schon jetzt wesentlich dezimiert haben; denn dagegen protestieren die strengen Jagdgesetze, die von jeder Wildsorte nur eine bestimmte und geringe Anzahl zum Abschuß erlauben — noch immer sind gewisse Gegenden von großen Mengen bevölkert —, vielmehr zieht sich das Wild, durch die fortwährenden Angriffe beunruhigt, immer weiter in schwer zugängliche Gegenden zurück und ist stellenweise schon so scheu geworden, daß es schwierig ist, ihm auf Schußweite beizukommen. Die Folge davon ist, daß auf jedes wirklich erlegte Stück ein ziemlich hoher Prozentsatz angeschossenes Wild kommt, das entweder dem Siechtum verfällt oder eine Beute der großen Raubtiere wird.

Auch ich machte manche ungünstigen Erfahrungen, als ich zum erstenmale im Winter 1908/1909 nach Britisch-Ostafrika ging. Es war schon ein Fehler, daß ich bereits auf der Ausreise nach Mombassa Plätze für die Rückfahrt auf einem Dampfer der Ostafrika-Linie belegte, mit anderen Worten meine Expedition zeitlich genau begrenzte. So mußte ich später Afrika wieder verlassen, ehe ich die Expedition als völlig gelungen ansehen durfte. Ich hatte geglaubt, Nairobi läge mitten im Jagdgebiet, und war nachher sehr erstaunt, zu sehen, daß es eines Rittes von mehreren Tagen bedurfte, um in wildreiche Gegenden zu gelangen. Des weiteren hatte ich die Ausrüstung meiner Expedition, d. h. Stellung von Trägern und Lieferung von Proviant, einer englischen Firma übertragen, die ihrer Aufgabe so wenig gerecht wurde, daß ich schon nach wenigen Tagen von Fort Hall, etwa 80 km von Nairobi entfernt, neuen Proviant holen lassen mußte. Auch war unser Pferdmaterial minderwertig und versagte mehrfach. Endlich befanden sich unter unseren Trägern manche unbrauchbaren Elemente, die nur mit äußerster Strenge im Zaum gehalten, d. h. zum Gehorsam gebracht werden konnten. So brachte die Expedition viele Enttäuschungen, aber auch unvergeßliche Eindrücke zoologischer und jagdlicher Art. Daß sie trotz allem so günstige Erfolge hatte, verdanke ich nicht zum wenigsten der ausgezeichneten Führung eines landeskundigen Europäers.

Wie wenige Länder der Welt ist das zentralafrikanische Hochland zu Tierstudien geeignet; hier findet nicht allein der Jäger, sondern auch der Zoolog, vor allem der Entomolog, und



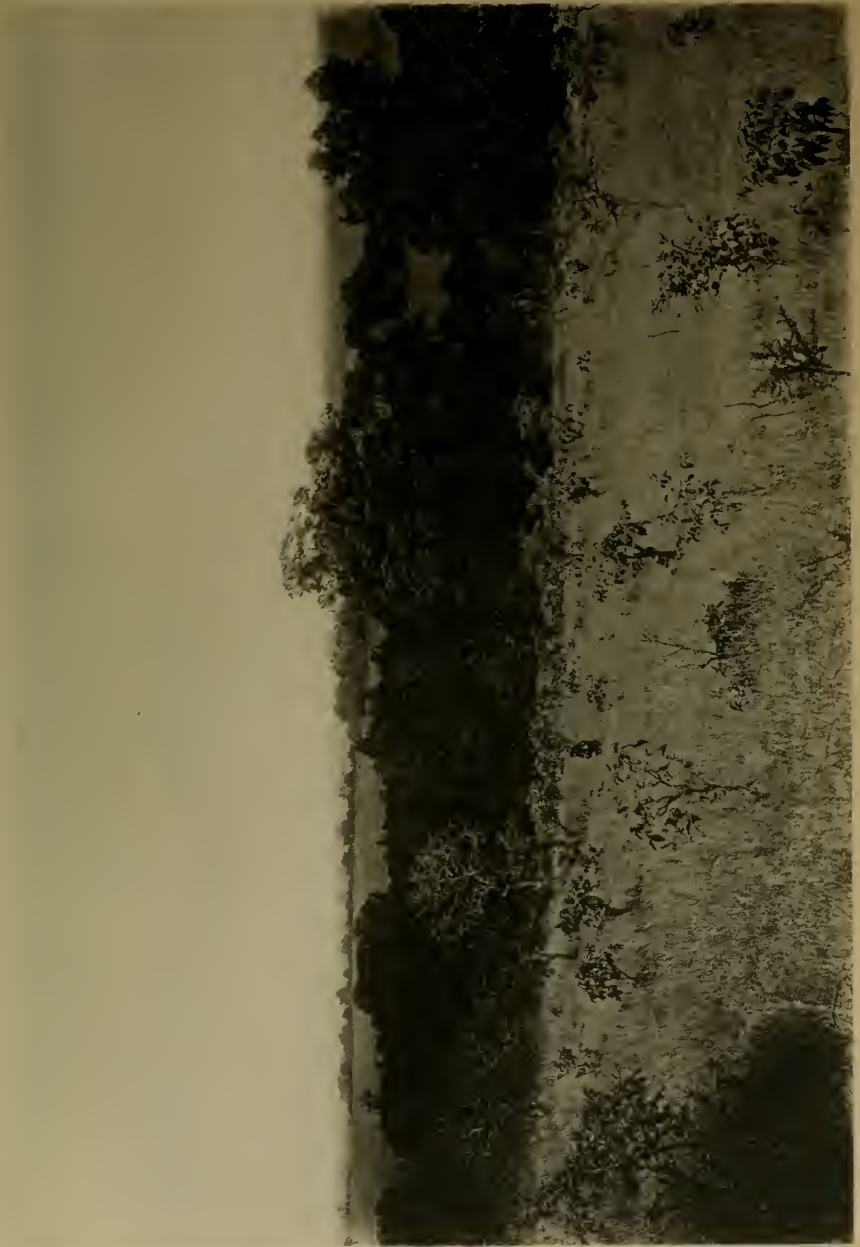
Kandelaber-Euphorbien.



Kandelaber-Euphorbien.

der Photograph seine Rechnung. Aus Tagebuchaufzeichnungen will ich im Nachstehenden meine Beobachtungen über das Vorkommen und die Lebensweise einiger großer Säugetierarten wiedergeben, die ich an den südöstlichen Abhängen des Kenia antraf, und zwar in einem weiten Gebirgstal, das sich zwischen dem Thika- und Tana-Fluß hinzieht.

Wir erreichten das Tal in einem zehntägigen Ritt von Nairobi aus, nachdem wir bis dahin nur auf wenig und sehr scheues Wild gestoßen waren. Da wir hier zum erstenmale Rhinozerosse und Büffel sahen und auch sonst der lichte Buschwald von allerhand Wild wimmelte, beschloß ich, eine Reihe von Tagen zu bleiben und ließ ein Dauerlager am Fuße eines mit großen Felsblöcken bedeckten Berges aufschlagen. Wasser war in der Nähe vorhanden, ein schmutzig-bräunliches Rinnsal, das nur dem durstigen Afrikareisenden verlockend sein mag, sich aber mit Hilfe von Berkefeldfiltern in eine klare, trinkbare Flüssigkeit verwandeln ließ. Die Vegetation bestand im wesentlichen aus den für das afrikanische Hochland typischen Schirmakazien und stacheligen Mimosen, die in kleinen Gruppen angeordnet Dickichte bildeten, sowie aus 2 m hohem, verdorrtem Grase, das unser Vordringen sehr erschwerte und uns oft jede Aussicht auf jagdbares Wild raubte. Auf der Bergkuppe wurzelten zwischen den Blöcken mächtige Kandelaber-Euphorbien, Agaven, Schlingpflanzen und Dornengestrüpp. Von ferne schimmerte die eisstarrende Alpenkette des Kenia zu uns herüber, umgürtet von dichtem, dunkelgrünem Urwald, der Heimat des Elefanten. Die Flußläufe waren eingesäumt von prächtigem Kulissenwald, in dem sich ein reiches Vogelleben abspielt. Während tagsüber die Tropensonne außerordentlich heiß herabbrannte, herrschte am Abend erfrischende Kühle; gegen Sonnenaufgang ging die Temperatur sogar mehrfach bis fast auf den Nullpunkt herab, so daß sich die Gräser mit Reif bedeckten. Unser Lager bestand aus vier großen Zelten, um die sich nach Westen hin zwischen den Büschen die primitiven Leinwandverschläge unserer Träger gruppierten. Während der Nacht brannten große Holzfeuer, welche von den Askaris, die uns die Regierung gestellt hatte, unterhalten wurden, um das Raubwild vom Lager und von den Pferden zu verscheuchen. Das Gebrüll der Löwen aus nächster Nähe raubte uns so manche Stunde der Nachtruhe; wir hörten, wie sie von ferne näher und näher an unser Lager herankamen, wie



Kulissenwald.



Das Dauerlager.

sie sich von allen Seiten antworteten und dadurch das geängstigte Wild gewissermaßen einkreisten. Erst bei Tagesgrauen verstummte das dumpfe Grollen. Unbegreiflich erschien mir der Leichtsinn einiger Neger, die weit außerhalb der Wachtfeuer zwischen den Büschen schliefen; offenbar rechneten sie damit, daß die Raubtiere in dieser an Wild überreichen Gegend nicht an Menschen herangehen würden. So sehr uns die Löwen in der Nacht durch ihr Gebrüll belästigten, so wenig sahen wir am Tage von ihnen. Sie halten sich teils in dem dichten Gestrüpp, teils in den das weite Tal überall durchquerenden Erdspalten und ausgetrockneten Flußbetten verborgen, und auch sonst sind sie im hohen, sonnenverbrannten Grase vermöge ihrer Schutzfarbe schwer zu erkennen. Dem Menschen weichen sie aus, sobald sie seiner ansichtig werden; nur gereizt und angeschossen sind sie ihm gefährlich. Wir stießen schon in den ersten Tagen auf zwei dieser Raubtiere; ihre gelblichbraunen Körper verschwanden jedoch im hohen Grase, ehe ich die Büchse in Anschlag bringen konnte. Später hatte ich Gelegenheit, vier Löwen in den südwestlich gelegenen Athi Plains zu beobachten; sie saßen wie große Katzen auf den Hinterbeinen und spielten miteinander, etwa hundert Schritt von den Büschen des Athi-Flusses entfernt. Da nirgends Deckung war, konnte ich mich nicht an sie heranpirschen, sondern mußte mit unseren durch den langen Morgenritt ermüdeten Pferden 1000 m weit direkt auf die Löwen losgaloppieren, leider mit dem Erfolg, daß diese baldigst unser ansichtig wurden und fluchtartig in dem dichten Ufergestrüpp verschwanden. Diese Methode der Löwenjagd ist in den Ebenen von Britisch-Ostafrika die gewöhnliche; man hetzt die Tiere mit Pferden solange, bis sie sich stellen, und schießt sie dann auf geringe Distanz nieder.

Von unserem Lager aus unternahmen wir jeden Morgen in aller Frühe, bisweilen auch in den späteren Nachmittagstunden, Jagdausflüge. Überall standen im hohen Grase vereinzelt oder kleine Rudel von Antilopen. Graziöse Impallas (*Aepyceros melampus suara*) mit ihrem schöngeschwungenen leierförmigen Gehörn belebten die Savannen; an lichten Stellen fanden wir oft in großen Mengen das Kongoni (*Bubalis cokei*), auch Hartebeest genannt, eine Kuhantilope mit schönem braunem Fell und winkelig zurückgebogenen Hörnern. Neugierig äugten sie zu uns herüber, um, sobald ihnen die Sache nicht geheuer erschien, in



merkwürdigen Sprüngen gesenkten Hauptes die Flucht zu ergreifen. Es war die erste Antilope, auf die ich in Afrika zu Schuß kam, mir insbesondere erinnerlich, weil ich mich von der außerordentlichen Lebenskraft dieser Tiere überzeugen konnte. Das Kongoni war zusammengebrochen und lag auf dem Rücken; ich hielt es für verendet und ließ es gerade auf wenige Schritte in aller Ruhe photographieren, als es sich plötzlich erhob und mit einigen Sätzen in den Büschen auf Nimmerwiedersehen verschwand. Weiter stießen wir täglich auf Rudel von Wasserböcken (*Cobus ellipsiprymnus*), oft fünfzig Stück zusammenstehend; auch sie lieben offenes Gelände, halten sich gelegentlich wegen der guten Deckung zwischen den Büschen auf, vielleicht auch wegen der besseren Äsung. Sie gehören zu den größten Antilopen und imponieren nicht allein durch ihr schönes, langhaariges Fell, sondern auch durch das kräftige Gehörn. Mehrfach sahen wir die Köpfe und Hälse von Giraffen zwischen den Mimosenbäumen. Zebras belebten massenhaft das weite Tal; Warzenschweine tauchten im Grase auf; mit hoherhobenen Schwänzen huschten sie blitzschnell, wie Paviane oder schwarze Pudel aussehend, in langen Reihen durch die Büsche. Auch Dick-Dicks und Buschböcke kreuzten unseren Weg; vielfach konnten wir die verschiedensten Tierarten in friedlicher Gemeinschaft zusammenstehend beobachten: Zebras, Strauße, Impallas, Kongonis, Wasserböcke ästen nebeneinander — ein prächtiges Schauspiel!

Nach Osten hin erweiterte sich das Tal zu einer fast baumlosen Steppe. Obwohl das Gras kurz und völlig verdorrt war, wimmelte es hier geradezu von Wild. Nicht mit Unrecht schien es die sonnendurchglühte Ebene mit ihrem freien Ausblick dem unübersichtlichen Buschterrain vorzuziehen, das den heranschleichenden großen Raubtieren und ihren noch gefährlicheren Feinden, den Menschen, Deckung gibt. Es ist erstaunlich, mit welcher Schnelligkeit die Antilopen flüchtig werden, sobald sie eine Gefahr erkennen. In graziösen Sprüngen galoppieren sie dahin, mit ihren Hufen kaum den Erdboden berührend. Von ihrer jähen Flucht wird alles Wild mit fortgerissen; erst kilometerweit kommt es wieder zum Stillstand.

Unter einem einsamen, weitschattigen Baume stehend, sah ich zum erstenmale Elenantilopen (*Taurotragus oryx* Pall.), die, was Körpergröße und Kraft anbetrifft, am meisten imponierende Antilope Afrikas. Sie erreicht eine Schulterhöhe von 1,75 m, hat

ein schiefer- bis silbergraues, kurzhaariges Fell; Stirn und Nase sind dunkler gefärbt, Lippe und Kinn weiß. Der Hals ist kurz und äußerst kräftig, vom Kinn bis zur Brust zieht eine starke Wamme herab. Die gerade gerichteten und leicht um ihre Längsachse gewundenen, kräftigen Hörner erreichen beim ausgewachsenen Tier eine Länge von 90 cm und mehr. Das Gehörn der Kühe pflegt weniger hoch und dünner zu sein. Wie ich mich durch das Fernglas überzeugen konnte, hatte ich eine Unterart der oben beschriebenen Elenantilope, den *T. o. livingstoni*, vor mir, der sich durch acht bis zehn Querstreifen an beiden Seiten des Körpers auszeichnet. Diese Art lebt im zentralafrikanischen Hochland, während die Heimat der nicht gestreiften Hauptform Rhodesia, Angola und Mozambique ist. Im achtzehnten Jahrhundert wurde das Elen in ganz Südafrika bis in die Nähe von Kapstadt gefunden. Livingstons Elen kommt hauptsächlich im Kilimandjaro- und Kenia-Gebiet vor; die am Weißen Nil lebenden Exemplare sind besonders kräftig und werden mit dem Namen *gigas* bezeichnet. In Britisch-Ostafrika scheint die Elenantilope den lichten Busch oder die spärlich mit Büschen bewachsene Steppe vorzuziehen; sie führt ein Wanderleben, indem sie in der trockenen Jahreszeit in die Täler hinabzieht, um in der Regenzeit in die Abhänge des Hochgebirges zu steigen. Hier lebt sie in kleinen Herden oder vereinzelt, in Rhodesia dagegen noch in großen Mengen zusammen. In letzter Zeit haben eingewanderte Buren erfolgreiche Versuche gemacht, die an Zugkraft den besten Ochsen nicht nachstehenden Elen einzufangen und zu zähmen. Vorsichtig kreisen Berittene die Herden ein, sprengen auf ein gegebenes Zeichen auf die Tiere los und hetzen die jungen Kälber so lange, bis sie zusammenbrechen. Dann hüllen sie sie sorgfältig in warme Decken und treiben sie nach einigen Stunden in die Kräle.

Im Anfang glaubte ich, friedlich äsende oder wiederkäuende Rinder zu sehen, bis mich die geraden gewundenen Hörner eines andern belehrten. In ihrer Körperform und der Art und Weise, sich zu bewegen, mit dem Schweife die Fliegen zu vertreiben, erinnerten sie ganz auffallend an unser Rindvieh. Ein Zwischenraum von etwa 2 km trennte mich von dem seltenen Wilde. Hinter einer flachen Erdsenkung, die von einem trockenen Flußbett durchzogen war, stand ein niedriges Gebüsch; dieses benutzte ich als Deckung beim Anpirschen. So gelang es mir und meinem

Begleiter, unbemerkt auf 800 m heranzukommen, dann wurde das Terrain offen, und es blieb mir nichts anders übrig, als auf Händen und Füßen weiter zu kriechen, was in Anbetracht der kolossalen Hitze — die Sonne stand fast im Zenit — und der versengten, harten Grashügel eine Aufgabe war, der sich nur ein passionierter Afrikajäger unterzieht. Leider bemerkten uns die Elenantilopen, ehe wir nahe genug gekommen waren, wurden unruhig und setzten sich langsam in einen schwerfälligen Trab, der, nachdem ich ihnen eine Fehlkugel nachgesandt hatte, in wilde Flucht ausartete. Wie elektrisierend wirkte das Beispiel der Elen auf die Hunderte von anderen Antilopen, die eben noch träumend in der Sonne gestanden hatten. Einmütig stürmten sie dahin, eine dichte Staubwolke hinter sich lassend, und kamen erst in weiter Ferne zum Stillstand. Eine Verfolgung war in der Mittagshitze auf der offenen Steppe ausgeschlossen.

Zwei Tage später hatte ich mehr Waidmannsheil; wie gewöhnlich brachen wir von unserem Standlager bei Sonnenaufgang auf und ritten zwei Stunden lang nach Süden in der Hoffnung, Giraffen anzutreffen. Unsere Gewehrträger voran, zogen wir schweigend durch den taufrischen Mimosenbusch; zahlreiche ausgetrocknete Flußläufe mußten wir durchklettern, hier und da traten uns Impalla-Antilopen entgegen. Wir ließen sie aber unbeachtet, um anderes Wild nicht durch Schüsse zu beunruhigen. Plötzlich blieb mein Gewehrträger stehen und deutete erregt mit der Hand auf ein Stück Wild, das in 500 m Entfernung stand und von mir alsbald als Elenantilope erkannt wurde. Vom Pferde herunter und die Büchse ergriffen war das Werk eines Augenblicks. Vorsichtig Deckung suchend pirschte ich mich auf 150 m heran und gab dann knieend einen Schuß ab, mit dem Erfolg, daß das mächtige Tier zusammenbrach, um nach einigen Minuten wieder hoch zu werden. Noch zwei Kugeln sandte ich hinterher und brachte es von neuem zu Fall. Mühsam mußte ich mich durch das Grasdickicht winden, um an meine Beute heranzukommen. Es war ein gewaltiger Bulle, an Größe unsere stärksten Ochsen fast noch übertreffend. Welche Kraft muß die Elenantilope haben, um diesen schwerfälligen, fast plumpen Körper in wilder Flucht zu bewegen! Nachdem wir das Tier von verschiedenen Seiten photographiert hatten, erteilte ich meinen Leuten den Befehl, das Haupt mit dem Gehörn und den Schweif abzusetzen, und überließ ihnen alsdann das Fleisch. In den letzten



Ausgetrocknetes Flußbett.

acht Tagen hatten meine Träger kein Fleisch von dem geschossenen Wilde erhalten, und zwar als Strafe für eine Meuterei, die am Tana-Fluß ausgebrochen, aber von meinem Führer durch exemplarische Bestrafung der Hauptschuldigen rechtzeitig gedämpft worden war. Die heutige glückliche Jagd brach den Bann. Während wir im Schatten einer Mimose den Schwarzen zuschauten, die in Anbetracht des Fleisches einen Rieseneifer entwickelten, bot sich uns ein für afrikanische Verhältnisse typisches Schauspiel: von allen Seiten kamen Aasgeier und andere Raubvögel herbei; erst in ungeheuren Höhen kreisend, ließen sie sich dann vorsichtig herab und nahmen auf den benachbarten Bäumen Platz. Bald gesellten sich Marabus und schwarze Raben hinzu. Sie blickten gierig zu uns herüber und schienen auf den Moment zu warten, wo sie sich des Aases bemächtigen konnten. Zu ihrem Leidwesen warteten sie vergebens, denn unsere Schwarzen ließen in ihrem Fleischhunger effektiv nichts von der Elenantilope übrig. Dafür aber holte ich mir mit der Kugel einen der „schäbigen“ Marabus vom Baume. So konnten wir heute befriedigt ins Lager zurückkehren, und auch unsere Träger hatten einen großen Tag. Ein gewaltiger Buschbrand bezeichnete die Stelle, wo wir gejagt hatten. Er war durch die Unvorsichtigkeit der Schwarzen entstanden und kam erst am späten Nachmittag zum Erlöschen.

Noch eines anderen Bewohners des buschigen Hügellandes muß ich gedenken, den ich zwischen Thika und Tana river häufig antraf: des Rhinozeroses. Während das weiße, breitmäulige *Rhinoceros simus* in Südafrika fast ausgerottet ist und nur noch in einigen Gegenden des südlichsten Sudan, z. B. in der Lado-Enklave, vorkommt, bewohnt das schwarze *Rhinoceros bicornis* noch in Mengen das Hochland Zentralafrikas. Nirgends tritt es in größerer Zahl auf, sondern lebt entweder einzeln oder zu zwei bis drei Stück. Grasige Halden, mit lichtigem Busch bedeckt, scheint es der offenen Steppe vorzuziehen; hier sieht man oft die erdfarbenen Kolosse ruhig äsend stehen oder im Schatten von Gebüsch zur Mittagszeit schlafen. Große, flache Mulden bezeichnen später die Lagerstätte der Tiere. Ihre treuen Begleiter sind kleine Madenhacker (*Buphagus erythrorhynchus*), die auf dem Rücken der Nashörner sitzen und sie von den zahlreichen Zecken befreien. Sobald sie irgend eine Gefahr bemerken, flattern sie auf und warnen dadurch sowohl ihren Schützling wie den Menschen. Das Vorderhorn des Männchens ist kürzer und gedrungener als

das des Weibchens. Die gewaltigen, über ein Meter langen Hörner, wie sie noch vor wenigen Jahrzehnten in Zanzibar bei den Händlern zu sehen waren, sind jetzt sehr selten geworden. Das Nashorn gilt als Dickhäuter gemeinhin als faul, träge und langsam; nichts ist unrichtiger als dies. Es ist kaum glaublich, mit welcher Geschwindigkeit und Leichtigkeit es aufspringen und laufen kann, wenn es verfolgt wird oder einen Angriff unternehmen will. Sein Auge ist wenig scharf, desto feiner jedoch die Nase. Über die Gefährlichkeit des Tieres werden von den verschiedenen Jägern ganz abweichende Angaben gemacht, je nach den mehr oder weniger üblen Erfahrungen. Nach Erzählungen von Schillings ist das Nashorn an Böswilligkeit mit dem afrikanischen Büffel oder Elefanten auf gleiche Stufe zu stellen, während sich andere Jäger von seinem aggressiven Wesen nicht überzeugen konnten. Ich selbst habe während meines etwa vierzehntägigen Aufenthaltes zwischen Tana- und Athi-Fluß mehrere Dutzend Nashörner angetroffen, sowohl auf weite als auch auf kurze Entfernung, aber nur einmal hatte ich das Gefühl, attackiert worden zu sein, und mußte zu meinem Schutz zur Büchse greifen. Großen Respekt vor dem Nashorn hatten übrigens meine Träger. Am Tage der Übersiedelung ins Dauerlager führte mein Diener die Karawane, während ich einen anderen Weg einschlug. Unterwegs tauchte plötzlich ein Nashorn auf, dessen Anblick den Schwarzen einen derartigen Schrecken einjagte, daß sie in demselben Moment ihre Lasten abwarfen und ungeachtet ihrer mangelnden Kleidung auf die Dornbäume kletterten.

Mein erstes Zusammentreffen mit Nashörnern gehört zu den schönsten Erinnerungen an meine afrikanische Expedition. Wir hatten am Tana-Fluß unser Lager aufgeschlagen und hofften, hier Krokodile, Flußpferde und Wasserböcke zu bekommen. Am Nachmittag um vier Uhr zogen wir aus, kehrten aber nach Anbruch der Dunkelheit ohne Erfolg heim. Während meiner Abwesenheit war eins der großen Zelte durch den Leichtsinn eines Schwarzen in Flammen aufgegangen, bei welcher Gelegenheit wollene Decken, einige Kleidungsstücke und andere Sachen mitverbrannten; die in dem Zelt untergebrachte Munition wurde zum Glück rechtzeitig gerettet. Noch glänzte der Mond am Himmel, als wir uns am nächsten Morgen in aller Frühe erhoben. Ein kalter, fast eisiger Wind strich durch das Gras und ließ uns in der leichten Tropenkleidung zittern. Mit reichlich Proviant und

Wasser versehen ritten wir auf die Berge zu in ein breites Tal hinein. Der Weg führte anfangs durch lichten Savannenwald und Gras, das 2 bis 3 m hoch und dicht verfilzt uns nur langsam vorwärts kommen ließ; später wurde er steiniger und der Busch dichter. Als die Sonne sich eben über den Horizont erhob, tauchte ein Rudel Wasserböcke auf, und kurz darauf wurden zwei Rhinocerosse bemerkt, die in einer Entfernung von wenigen hundert Schritt ruhig ästen. Ich legte auf das stärkere von beiden an, doch jagten nach dem Schusse beide Tiere in schneller Flucht fauchend und pustend los. So schnell es ging, folgten wir ihnen und fanden bald reichlich Schweiß, die Kugel meiner 450-Cordite-Büchse mußte also sehr gerissen haben. Nach ungefähr tausend Schritt erblickte ich eins der Nashörner am Rande eines Grabens; es witterte mich sofort und wurde eilends flüchtig; das zweite fand ich mit dem Schuß in der Lunge verendet im Graben. Das Vorderhorn maß 46 cm Länge. Die Präparierung dauerte über zwei Stunden; ein Schwarzer wurde ins Lager zurückgesandt, um ein Axt zu holen, mit der der Schädel herausgehauen werden sollte. Während einige der Leute mit dieser Arbeit beschäftigt waren, schnitten andere Streifen aus dem Fell, die zu Stöcken (Kibokos) verarbeitet werden sollten. Wieder andere gaben sich der angenehmen Arbeit des Bratens und Essens von Nashornfleisch hin und schlangen große Stücke davon halb roh hinunter. Für uns Weiße wurden die Zunge und der Schwanz reserviert, letzterer zur Bereitung einer ausgezeichneten Suppe.

Um die Mittagszeit stießen wir wieder auf zwei Rhinos, die auf einer offenen, buschfreien Stelle im hohen Grase standen. Sie glänzten in der Sonne wie mit Fett beschmiert. Nach einer Viertelstunde hatten wir uns bis auf 50 m angepirscht, ohne bemerkt worden zu sein. Auf den ersten Schuß stürzte das eine zu Boden und wälzte sich auf dem Rücken, um sofort wieder hoch zu werden und taumelnd noch einige Schritte zu laufen, ehe es vollends zusammenbrach. Es war ein Weibchen und leider tragend. Als wir am nächsten Morgen die Stätte aufsuchten, fanden wir, von den großen Knochen abgesehen, nichts mehr übrig. Das 1 m lange Nashornbaby war völlig verschwunden. Zahlreiche Spuren am Boden deuteten auf nächtlichen Besuch von Hyänen, Schakalen und Aasgeiern hin.

Einige Tage später stieß unsere kleine Jagdkarawane — die Träger blieben stets mehrere Kilometer zurück — im dichten

Busch abermals plötzlich auf zwei Rhinos. Hätten uns nicht die Madenhacker wenige Sekunden vorher durch ihr Auffliegen gewarnt, so wäre das Zusammentreffen für uns vielleicht unangenehm abgelaufen. So fanden wir Zeit, von den Pferden herabzuspringen, die Büchsen zu ergreifen und ein Schnellfeuer zu eröffnen. Noch sehe ich die wutschnaubenden Dickhäuter mit ihren tückisch funkelnden Augen vor mir, wie sie gesenkten Hauptes auf uns losstürzten. Es war ein kritisches Moment! Meine schwere Büchse tat ihre Schuldigkeit; die Tiere wandten sich zur Flucht, und eins von ihnen brach nach hundert Schritt zusammen, während das andere, gefehlt, laut wehklagend das Weite suchte.

Rhinozerosse traf ich, wie gesagt, täglich. Einigemal stellten sie sich uns derart in den Weg, daß wir sie mit lauten Rufen, Steinwürfen, und wenn dies nichts half, mit Schreckschüssen vertreiben mußten. Da die Regierung jedem Jäger auf seinen Jagdschein nur den Abschuß von zwei Exemplaren erlaubt, so gingen wir diesen Tieren später nach Möglichkeit aus dem Wege. Unzweifelhaft ist das Nashorn in dieser Gegend noch in großen Mengen vertreten, so daß seine Ausrottung in absehbarer Zeit wohl nicht zu befürchten ist.

Nach sechstägigem Aufenthalt in dem beschriebenen Lager zog ich weiter, überschritt zweimal den vielfach gewundenen Thika-Fluß und gelangte an dem Donio Sabuk, einem mächtigen Bergkegel, der die ganze Gegend beherrscht, vorbei in die Athi Plains. In dieser weiten Ebene, die fast baumlos und mit kurzem verdorrtem Grase bedeckt war, wimmelte es von Wild. Kongonis, Wasserböcke, Grant- und Thomson-Gazellen, Elen, Impallas, Zebras und Strauße traten in ganzen Herden auf. Vereinzelt stießen wir auf Giraffen und Gnus. Von den Zebras abgesehen war das Wild außerordentlich scheu, wahrscheinlich, weil diese Ebene von der Bahn durchquert und häufig von Jägern aufgesucht wird, und weil außerdem an den Ufern des Athi-Flusses sich einzelne Buren angesiedelt haben, die nach südafrikanischer Art dem Wilde sehr nachstellen. Trotz des Wildreichtums durchzogen wir die Ebene in möglichst schnellen Tagereisen, und zwar wegen einer Zeckenart, „Ticks“ genannt, die hier in geradezu unglaublichen Mengen vorkommt. An jedem Grashalm, an jedem Buschzweig saßen diese Blutsauger. Stiegen wir vom Pferde und gingen einige Schritte zu Fuß, so waren wir mit den Zecken





Athi Plains.

wie übersät. Durch die Kleiderritzen krochen sie auf die Haut und verursachten durch ihren Biß heftiges Jucken, das uns namentlich in der Nacht unaufhörlich plagte. Zeitweise saßen die Zecken, speziell die kleinere Entwicklungsform, in solchen Mengen in der Kleidung, daß sie nur mit einer Bürste entfernt werden konnten. Auch das Wild fanden wir mit Zecken förmlich überdeckt. Wie in dieser Gegend Farmer sich ansiedeln können, ist mir ein Rätsel geblieben.

Mein Begleiter, Dr. von Varendorff, sammelte auf der Expedition fleißig Insekten, namentlich Koleopteren; einen Teil der Ausbeute hat das Senckenbergische Museum erhalten. Wie er mir mitteilt, hat die Käferfauna, der Höhenlage des Sammelgebietes entsprechend, ein fast europäisches Gepräge. Tropische, in die Augen springende Formen, Dynastiden und gigantische Rüsselkäfer fehlen fast gänzlich. Statt dessen fand er unscheinbare Formen, Rüsselkäfer, die der europäischen Form der Gattung *Otiorrhynchus* gleichen, Igelkäfer (*Hispa*) mit bizarren Stacheln in mehreren Arten, die sich kaum von unserer *Hispa atra* unterscheiden, zahlreiche Coccinelliden, rot mit schwarzen Punkten, ganz wie bei uns. Namentlich war das Vorkommen von *Apion*-Arten, die für die europäische Fauna charakteristisch sind, auffällig. Prachtkäfer (Buprestiden) waren nur in einigen *Sphenoptera*-Arten, wie sie in Südeuropa leben, und in *Agrilus*-Arten vertreten; alles aber minuziöse Tierchen, so daß die Gesamtausbeute gerade keinen farbenprächtigen Anblick bot. Umso größeres Interesse hat sie Fachleuten gewährt, denn sie enthielt eine Anzahl neuer Arten; das kann nicht Wunder nehmen, da sich Entomologen in diese Gegend wohl noch nie mit dem Streifnetz verirrt haben.

So war das Resultat meiner Expedition nach vielen Seiten hin, wenn auch nicht glänzend, so doch in Anbetracht der Kürze der Zeit befriedigend. Ich gewann einen Einblick in die reiche Fauna der zentralafrikanischen Hochsteppe, in ein Tierleben, wie es wohl nur wenige Länder der Welt in so reichem Maße und so großer Abwechslung aufzuweisen haben. Es ist wahr, das Hinterland von Deutsch- und Britisch-Ostafrika wird immer mehr der Kultur erschlossen, immer tiefer dringt der Mensch in die Geheimnisse seiner Tierwelt, und doch harren noch manche Rätsel der Lösung, noch manche Tierarten werden entdeckt werden oder ihren Namen ändern müssen, ehe alles genügend erforscht

sein wird. So z. B. unterliegt es keinem Zweifel, daß unter den großen Antilopen, die heute einen Sammelnamen führen, wie die Gruppe der Hartebeeste oder Wasserböcke, verschiedene Arten sich befinden, Arten, die sich durch Zeichnung, Farbe und Gehörn zwar ähneln, aber doch verschieden sind. Oft habe ich mir die jetzt so aktuelle Frage vorgelegt: „Wann werden die großen Säugetiere im Innern von Afrika verschwunden sein?“ und sie mir in dem Sinne beantwortet: gelingt es, genügenden Schutz durch Jagdgesetze, Einführung von Schonzeiten und Anlegen von Wildreservaten zu schaffen, so wird eine Ausrottung in den nächsten Jahrhunderten nicht zu befürchten sein. Noch sind ungeheure Mengen Wild vorhanden, und es ist auch fraglich, ob sich jemals die weiten, sonnendurchglühten Steppen und dünnen Mimosenwälder, die Heimat des Wildes, der Kultur ganz öffnen werden. Zu vergessen ist auch nicht, daß das Wild schon jetzt sehr scheu geworden ist und sich mehr und mehr in unwirtliche Gegenden zurückzieht. Britisch-Ostafrika speziell besitzt südlich der Ugandabahn bis dicht an die deutsche Grenze heran ein riesiges, fast unbevölkertes Wildreservatgebiet; hier darf bei Vermeidung von schweren Strafen nicht geschossen werden. Daß die englische Regierung aber auch das ihrige tut, um die Jäger wirksam zu kontrollieren, davon habe ich mich persönlich überzeugen können.

---

# ZOBODAT - [www.zobodat.at](http://www.zobodat.at)

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: [Bericht über die Senckenbergische naturforschende Gesellschaft](#)

Jahr/Year: 1913

Band/Volume: [1913](#)

Autor(en)/Author(s): Goldschmidt-Rothschild R. von

Artikel/Article: [Aus dem Hochland von Ostafrika. 74-92](#)